



Der Ruf der Bienenfresser

Gerade als das schwellende Gefühl der Angst ihren Brustkorb bersten zu lassen droht, beugt sie sich vor. „Kennen Sie diese Kurzgeschichte von Dürrenmatt, in der ein Student durch einen sonst recht kurzen Tunnel fährt, der dieses Mal aber kein Ende nimmt?“, sprudelt es aus ihr heraus.

Ihr Gegenüber, ein Mann mittleren Alters mit dem Gesicht eines Paul Newman-Doubles, hebt den Blick, klemmt den Zeigefinger als Lesezeichen zwischen die Seiten der Broschüre, in der er gerade blättert, und schaut sie an, die Frau mit der Mütze und den großen Augen, die ihm in Abteil gegenüber sitzt und ihre Hände knetet.

„Wir fahren doch gar nicht durch einen Tunnel“, meint er nach einer Weile.

„Scheinbar nicht, trotzdem musste ich gerade daran denken. Kennen Sie die Geschichte?“

„Haben Sie Zugang?“

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, im Gegenteil, ich mag Züge. Die Geschichte fiel mir einfach so ein. Kennen Sie sie nun?“

Er nickt und widmet sich wieder seiner Broschüre. „Aus der Schule.“

„Und?“

„Und was?“

„Was halten Sie von ihr?“

Wieder sieht er auf. „Was soll ich von ihr halten, es ist eine Parabel über den Tod und ich war damals ein junger Bursche, durch den die Zeilen durchgerauscht sind, ohne dass viel haften blieb.“

„Nicht einmal ein Gefühl?“, fragt sie mit tauben Lippen und erschauert unwillkürlich, sodass eine Gänsehaut die Härchen an den Unterarmen aufrichtet.

„Sie scheint diese Geschichte weit mehr beeindruckt zu haben als mich“, stellt er fest. Sein Blick erfasst die dünne Häkelmütze, welche ihren Schädel umhüllt, beinahe wie ein Eirest auf dem Kopf eines Kükens. Es wirkt, als würde er studieren, wie jede Masche die andere umschlingt, bevor er fragt: „Ist Ihnen kalt?“

Sie kann ihm die Frage nicht übelnehmen, eben die Gänsehaut, zudem schafft es die Klimaanlage kaum, gegen die 40° anzupusten, die jenseits der geschlossenen Abteifenster mit dörrendem Sonnenschein die Landschaft bleicht und den gesamten Zug aufheizt wie einen Römertopf. In Unkenntnis einer passenden Lüge, die sie ihm aufzischen könnte, ergreift sie, getrieben von dem Wunsch nach Wahrhaftigkeit, die Kopfbedeckung und zieht sie herunter.

Sein Gesicht zeigt keine Regung, die Augen gleiten über ihre blanke Glatze, ungeschützte Haut, sonst durch blondes Haupthaar verhüllt, das sie bis auf die letzte Strähne verlassen hat. In ihrem Nacken prickelt es, die Musterung fühlt sich unangenehm intim an. Sie weiß, dass er versteht, dass er den Tunnel erkennt.

„Eine aparte Frisur“, befindet er, ohne Spott in der Stimme. „Sie bringt ihre Augen zur Geltung. Sie haben, nebenbei, sehr schöne Augen.“

Fast hätte sie aufgelacht. Wie satt hat sie die teilnahmsvollen Blicke, die ihr folgen, wie einer Schnecke die Schleimspur, immer dann, wenn sie die Mütze vergisst. Sie sieht ihren eigenen Tod in den Augen der anderen und manchmal erwartet sie fast, Schneisen würden sich auftun, Passanten emporwirbeln wie das Wasser des Roten Meeres, um sie durchzulassen, sie und ihr unerhörtes Erinnern an die Endlichkeit eines jeden Menschen.

Schlimmer sind jedoch die Unblicke. Das bewusste Nicht-hinsehen. Wenn die Aufmerksamkeit anderer über sie hinwegspringt wie über ein Schlagloch. Für diese Menschen existiert sie bereits nicht mehr.

Die wenigen Freunde und Bekannten, die sich nicht von ihr zurückgezogen haben, die nicht unauffällig Schritt für Schritt zurückgewichen sind, bis ihre Körper zu Schemen wurden, die das Mahlwerk der Vitalen und Leistungsfähigen wieder in sich aufgesogen hat, erinnern sie dafür tagtäglich an ihren Zustand, an ihr Mäandern zwischen Leben und Tod, wohlmeinend, ihre Fürsorge wie Gift versprühend. Vielleicht ist sie ungerecht.

„Niemand kann es dir rechtmachen“, hat ihre Schwester ihr kürzlich vorgeworfen. „Sehen wir hin, ist es falsch, sehen wir weg, passt es dir auch nicht.“ Ja, vielleicht ist sie ungerecht geworden. Ungerecht und dünnhäutig.



Der Ruf der Bienenfresser

Aber ist es denn zu viel verlangt, an manchen Tagen einfach als Mensch behandelt zu werden, der noch immer atmet?

So tut ihr die Reaktion des Mannes auf ihre Art gut und sie lächelt ihn an. „Ein bisschen wie Sinead O'Connor, nicht wahr?“

„Oh ja“, stimmt er zu.

Für ein paar Sekunden umtanzen ihre Blicke einander, berühren sich flüchtig, dann schaut sie weg, findet Ablenkung in der Broschüre in seinen Händen. „Was lesen Sie da?“

Er dreht sie so, dass sie das Deckblatt entziffern kann:

„Studies on the spread of avifaunistic summer guests in the course of climate change“

„Ich bin Ornithologe“, erklärt er, „und erforsche eine Kolonie von Bienenfressern in einer Sandgrube ganz in der Nähe. Bei uns sind diese Vögel Sommergäste, sie stammen ursprünglich aus dem Mittelmeerraum. Anfang der 2000er Jahre hat sich eine stabile Kolonie am Kaiserstuhl etabliert, inzwischen lässt sich diese Art aber immer weiter nördlich nieder.“ Er greift nach einer Mappe neben sich, entnimmt ihr einige Fotos und reicht sie ihr.

Schillernd bunte Vögel mit kecker schwarzer Augenbinde und langem Schnabel sind abgebildet. Ihre schiere Anwesenheit scheint die Umgebung auf den Fotos aufzuwerten, der Himmel wirkt durch sie blauer, das Grün satter, selbst die sandfarbene Steilwand, an die sich ein Exemplar klammert, hofiert ihren Gast mit einer Vielfalt von Beige- und Brauntönen.

„Wunderschön!“, haucht sie und geht die Fotos ein zweites Mal durch, die Farben in sich aufsaugend.

„Fliegende Juwelen. Ihr Anblick bezaubert mich ganz besonders. Ich freue mich jedes Jahr darauf, wenn sie zurückkehren.“

Der letzte Satz versetzt ihr einen unerwartet wehmütigen Stich, sie denkt an den Kreislauf der Natur und daran, dass für sie vielleicht ewiger Winter anbrechen wird.

„Mama, schläfst du?“

Die Stimme kommt von außen, von jenseits der Welt, in der ein imaginärer Zug auf den Gleisen ihrer Vorstellung seine Runden dreht. Sie klingt sanft, besorgt.

„Mama?“ Nun schwingt ein Misston von Ungeduld in den beiden Silben.

Sie seufzt, denkt: *Ach Kind, was für ein miserables Timing*, und sieht ihr Gegenüber lange an. „Kennen Sie diese Geschichten, an deren Ende sich herausstellt, dass alles nur ein Traum war?“

Er verzieht das Gesicht. „Wenn Sie mich fragen, sind solche Wendungen Betrug am Leser; wer den Traum-Twist bemüht, da ihm kein passendes Ende einfällt, sollte die eigene Kreativität vielleicht auf andere Art befriedigen.“

Obwohl sie schmunzelt, hebt sie gleichzeitig die Augenbrauen. „Ein hartes Urteil, das Sie da fällen. Als wären Träume nichts wert.“

„Das habe ich nicht gesagt.“

Sie blickt auf die Mütze in ihrer Hand. „Ich werde mich von ihnen verabschieden müssen. Von allen, die ich mir aufgehoben habe für die Zeiten, in denen ich sie endlich verwirklichen wollte. Ganz zu schweigen von denen, die ich noch gar nicht geträumt habe, weil ihre Zeit nicht reif war.“

„Natürlich sind Träume etwas wert“, meint er sanft. „Wir müssen nur auf die Ausgewogenheit achten. Wie bei der Ernährung. Wenn wir nur von unseren Träumen zehren, ist das zu einseitig. Als würden wir ständig Schokolade essen. Gelegentlich brauchen wir auch eine Portion Realität. Träume“, konstatiert er, „sind die geheime Tafel Schokolade in der Schublade der Seele.“

Sie schüttelt den Kopf. „Wahre Träume sind weit mehr als das. Was Sie meinen, sind Tagträume. Tagträume sind die geheime Tafel Schokolade in der Schublade der Seele. Und ich wüsste nicht, was gegen eine Rippe dann und wann spricht.“



Der Ruf der Bienenfresser

Sein Blick wird eindringlich. „Nun, dies *ist* ein Tagtraum. Ein Tagtraum, in den Sie sich vor der Realität flüchten, gemeinsam mit einem Ornithologen, der wie Paul Newman aussieht, während ihre Tochter an ihrem Bett steht.“

Sie schluckt und kneift trotzig die Lippen zusammen. „Möchten Sie, dass ich gehe?“, presst sie hervor. Dreimal in rascher Folge erklingt das Quietschen des Desinfektionsmittelspenders vor der Tür des Krankenzimmers, gleich darauf sticht sie der Geruch in die Nase. Ihr Geruchssinn war schon immer empfindlich, die Krankheit hat ihn verfeinert, als sollte sie wirklich jede Nuance des Seins in sich aufnehmen. Gesundheitsschuhe wispern über Linoleum. Sie erkennt die Stimme der Schwester, die diesen Teil der Station in der Mittagsschicht betreut.

„Ich habe ihrer Mutter ein Beruhigungsmittel gegeben“, raunt sie. „Die Operation morgen macht ihr zu schaffen“ „Die Chemo hat den Tumor verkleinert, nicht wahr?“

Die Schwester zögert. „Nun, darüber müssten sie eigentlich mit dem Arzt reden, aber ... ja, ihre Mutter hat gut auf die Behandlung angesprochen, trotz der Nebenwirkungen. Es bestehen gute Chancen darauf, Gewebe zu erhalten.“

Sie hört ein erleichtertes Ausatmen. „Ich habe mir extra Urlaub genommen“, fügt ihre Tochter hinzu.

„Typisch“, murmelt sie, „*extra* Urlaub genommen ... es tut mir aufrichtig leid, dass meine Krankheitspläne mit eurem Alltag so schlecht zu vereinbaren sind.“

Paul Newman legt den Kopf schief. „Jetzt fällen *Sie* ein zu hartes Urteil!“

Sie schließt die Augen. Sie ist wirklich dünnhäutig geworden. Womöglich auch ein wenig ungerecht. Also lauscht sie auf den Subtext, hört *Ich habe mir Urlaub genommen, um für Sie da sein zu können*, spürt dem Zittern in der Stimme ihrer Tochter nach, mühsam aufrechterhaltene Fassung, die jedes Worte stützt.

Sie hebt die Lider. „Ich denke“, sagt sie langsam, „ich werde an der nächsten Station aussteigen. Aber ich hebe mir eine Rippe Schokolade für später auf.“

Paul Newman lächelt charmant. „Ich werde auf Sie warten.“

Sie erwidert das Lächeln und erhebt sich. „Das wäre schön. Und dann nehmen Sie mich mit zu den Bienenfressern.“

„Versprochen!“

Sie ist halb auf dem Gang, da dreht Sie sich noch einmal um. „Kennen Sie diese Geschichten, in denen zwei wildfremde Menschen einander in einem Zug begegnen und es geschieht etwas völlig Unerwartetes?“

„Der Tunnel nimmt kein Ende?“

„Ich dachte eher an etwas Romantisches.“

„Verstehe. Schokolade mit Pralinéfüllung.“

„Der Ruf der Bienenfresser.“

„Es wäre der perfekte Titel.“

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).